

Rudolf Maresch

Gespenster-Pädagogik Warum Medien-Pädagogen kleinere Brötchen backen sollten

Sich nichts vormachen
Louis Althusser

Wie alle Bindestrich-Disziplinen, die sich im Zuge neuzeitlicher Ausdifferenzierung neu gebildet und institutionell organisiert haben, hat es auch die Medien-Pädagogik schwer, sich im Kanon der Wissenschaften zu verorten und dort ihren legitimen Platz zu finden. Unschlüssig, ob sie Menschen zum rechten Umgang mit Medien befähigen oder doch eher Auftragsforschung für Wirtschaft, Politik und Gesellschaft betreiben, ob sie den Medienalltag kritisch begleiten oder nur empirisch beobachten, ob sie Eigenständigkeit demonstrieren oder dienende Funktionen für etablierte Fächer ausüben soll, pendelt das Fach zwischen wissenschaftlichem Anspruch und praktischer Ausrichtung, technischer Orientierung und pädagogischen Wunschfantasien ständig hin und her. Selbiges gilt für die Profession: Müssen Medien-Pädagogen Medienfachleute sein, wenn sie Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen Medienkompetenz vermitteln oder bedarf es dazu auch einer pädagogischen Qualifikation? Begleiten sie den Educandus nur durch die diversen Medienwelten, oder verstehen sie sich auch als Content-Vermittler, die ihn zum richtigen Bewusstsein verhelfen und zum kritischen Denken, Werten und Urteilen anleiten?

Vorrang des Pädagogischen

Richtig ist, dass die Medien-Pädagogik, nicht zuletzt ausgelöst durch die Evolution digitaler Medien, die Mediatisierung des Alltags und spektakuläre Ereignisse in den letzten Jahren, stärker in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt ist. Mittlerweile werden auch Medien-Pädagogen zu Talkshows und Elternabenden eingeladen, wenn Handlungsweisen von Jugendlichen der Öffentlichkeit rätselhaft oder das familiäre Zusammenleben problematisch erscheinen. Nachdem in Heft 4/2002 über Erwartungen und Ansprüche, über Lage, Gegenstand und Positionierung des Faches mehr schlecht als recht diskutiert wurde, haben Günther Anfang, Kathrin Demmler und Klaus Lutz in Heft 4/2003 den Versuch unternommen, die konzeptuelle Ausrichtung des Faches vom Standpunkt der Praxis aus zu untersuchen und Perspektiven künftiger Medienarbeit aufzuzeigen.

Wer die Beiträge aufmerksam studiert, wird dabei eindeutige Präferenzen für pädagogische Forderungen, Ideale und Zielsetzungen finden, für erfahrungsorientiertes und soziales Lernen.

Danach ist es primäre Aufgabe und Ziel von Medien-Pädagogen, das ihnen anvertraute Klientel zu autonomen Medienproduzenten zu erziehen, die in der tätigen Auseinandersetzung mit Medien zu aktiven Sendern und Agenten medialer Botschaften mutieren. Neben der geschickten Handhabung des Medienparks und des angemessenen und verantwortungsvollen Mediengebrauchs schließt dies vor allem die Förderung und Entwicklung individueller, sozialer und kommunikativer Kompetenzen ein, Kritikfähigkeit und moralische Urteilskompetenz ebenso wie Gemeinschafts- und Identitätsbildung. Anhand bedeutungsvoller Projekte, die meist den Lieblingsfeldern engagierter Pädagogen (Ausländerfeindlichkeit, Friedenserziehung, Gewalt in der Schule, Geschlechterdifferenz...) entstammen, will man zudem an der Persönlichkeitsbildung der Educanden mitwirken, ihnen (Erfolgs)Erlebnisse vermitteln und kreatürlich-gestalterische Prozesse in ihnen auslösen. Nach durchgängiger Meinung der Autorinnen und Autoren gelänge dies am besten, wenn am Ende des vom Medien-Pädagogen initiierten und begleiteten Lern- und Bildungsprozesses ein fertiges Produkt stünde, ein Videoclip, eine Website oder eine HipHop-Nummer auf CD. Dass dabei in den meisten Fällen der Dilettantismus siegt oder ohne Mithilfe des Projektleiters kein vorzeigbares Produkt jemals entstünde, wird dagegen ebenso wenig erwähnt wie die Frage, ob dafür überhaupt die Präsenz und Aufsicht von Pädagogen nötig ist.

Alter Wein in neue Schläuche

Nicht zufällig erinnern diese Ziele, die sich nahezu wesensgleich auch im Gesamtkonzept der bayerischen Staatsregierung zur Medienerziehung an bayerischen Schulen wiederfinden,¹ an Vorstellungen, die auch prominente Teile der 68-Generation einst über die Medienarbeit hegten. Auch damals glaubte ein Großteil der „kritischen Medienarbeiter“ an die „Gebrauchswerteigenschaften“ von Medien und Programmen. Durch die aktive Beteiligung medienkompetenter Subjekte an Auswahl, Inhalt und Verbreitung von Botschaften hofften sie, die massenmediale Trennung von Produkt und Produzent aufzuheben und demokratischere als die massenmedialen Öffentlichkeiten herstellen zu können. Im Rezipienten machten sie vor allem den passiven Zuschauer, Kunden und Konsumenten (Publikum) ausfindig, der aus seiner Ohnmacht, Sprach- und Machtlosigkeit erweckt und mit Hilfe aktiver Medienarbeit zum autonomen Sprecher und selbstbewussten Produzenten eigener Nachrichten gemacht werden müssten. Während die Radikaleren² unter ihnen dazu

¹ Vgl. Bayerisches Staatministerium für Unterricht und Kultus, *Gesamtkonzept der Medienerziehung in der Schule*, München 1988.

² Hans-Magnus Enzensberger, „Baukasten zu einer Theorie der Medien“, in: *Kursbuch 20/1970*, S. 159 ff.; Umberto Eco, „Für eine semiologische Guerilla“, in: ders., *Über Gott und die Welt*, München 1985, S. 146 ff.

aufriefen, sich nach Art „semiologischer Guerilleros“ der neuen Medien und Apparate subversiv zu bedienen und dadurch ihre emanzipatorischen Kräfte freizulegen, wollten die anderen³ eher die konkrete, durch Massenmedien verschüttete Fantasietätigkeit der Menschen stärken, um so den gesellschaftlichen Blockierungs- und Verblendungszusammenhang aufzubrechen, den Massenmedien und Kulturindustrie ursächlich aufgebaut hatten.

Inhaltlich geändert hat sich seitdem an all diesen Strategien und Optionen herzlich wenig. Dezentralisierung und Interaktion, Kollaboration und Selbstorganisation, Dialogisierung der Kommunikation und Befähigung der Empfänger zu potentiellen Sendern sind, das kann man den Beiträgen und Beiträgern entnehmen, nach wie vor Leitlinien und Inhalt jeder aktiven Medienarbeit. Allenfalls die Semantik, Jargon und Gestus, mit dem diese Vorstellungen und Ziele erhoben und verbreitet werden, haben sich im Laufe der Jahre geändert. Noch immer spukt die Idee „konträrer Öffentlichkeiten“ zu den massenmedial geprägten in den Köpfen von Medien-Pädagogen herum. Diese sollen nicht mehr durch Flyer oder Alternativ-Radio, durch Teach-Ins oder die Gründung sozialer Wohlfahrtsausschüsse hergestellt werden, sondern durch E-Mailing und Virtuelle-Sitins, durch Indymedia und (Web)Blogging. Noch immer träumt man den unendlichen Traum von Kommunikationsstrukturen, die die sozialen Verhältnisse verbessern und den Demokratisierungsprozess vorantreiben. Nur ist es jetzt nicht mehr der Rundfunk,⁴ der Zuhörer sprechen machen und zueinander in Beziehung setzen soll, sondern vor allem Internet, Open Source und Peer-to-Peer-Übertragung. Und noch immer hängt man an wohlfeil klingenden Ideen und erzieherischen Idealen, die man an Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen realisieren will. Nach Start-Up- und Dotcom-Fieber, nach PISA-Schock und Hartz-Gesetzen heißen diese nun nicht mehr: Autonomie, Emanzipation und Subjektwerdung, sondern Selbstorganisation und Eigeninitiative, Selbststeuerung und „Selbstbemächtigung“.

Dem Turbo-Kapitalismus zuarbeiten

Ziel allen medienpädagogischen Strebens ist demnach die Ich-AG, jenes Individuum also, das sich mittels Medien und vernetzter Strukturen seiner Fähigkeiten bewusst wird, eigene Kräfte entwickelt und soziale Ressourcen nutzt. Der Obdachlose, der die Innenstädte aufsucht und dort den *Biss* oder den *Donaustrudel* verkauft, gehört folglich ebenso dazu wie der

³ Oskar Negt/Alexander Kluge, *Öffentlichkeit und Erfahrung*, Frankfurt 1972.

⁴ Bert Brecht, „Der Rundfunk als Kommunikationsapparat“, in: Dieter Prokop (Hg.), *Massenkommunikationsforschung. Band 1: Produktion*, Frankfurt 1972, S. 31 ff.

freigesetzte Medienjournalist, der sich seiner dramaturgischen Qualitäten bewusst wird und zum Drehbuchschaiber für Provinztheater oder das Kleine Fernsehspiel avanciert.⁵

Unmerklich und rasch haben Medien-Pädagogen, obwohl man selbstredend die Interessen der Jugendlichen und nicht die der Wirtschaft in den Mittelpunkt rücken will, sich den „neuen Geist des Kapitalismus“⁶ zu eigen gemacht, der den mobilen und flexiblen Charakter fordert, auf „Kreativität“, Eigeninitiative und „Eigenverantwortung“ der Akteure setzt und sich aus den Schlagworten „Vernetzung“, und „Teamarbeit“, „Kompetenz“ und „Innovation“ zusammensetzt. Seine moralische Legitimität zieht er nicht mehr wie noch bei Max Weber aus religiösen Motiven, aus Verzicht und Pflichterfüllung, sondern aus der Kapitalismus-Kritik der sechziger und siebziger Jahre. Diese hatte sich dereinst am eindimensionalen Charakter, an der Fabrik-Disziplin, an entfremdeter Arbeit und instrumentellem Handeln entzündet und stattdessen auf Selbstverwirklichung und Mitbestimmung, auf Selbstverantwortung und Persönlichkeitsentfaltung der Mitarbeiter gesetzt.

In postheroischen Unternehmenskulturen mit ihren schlanken Unternehmen, flachen Hierarchien, Bottom-Up-Kommunikationen und kurzen Wegen zum Projektleiter sind diese Ziele bereits realisiert. Längst sind Begriffe wie „lebendige Subjektivität“ und der kompetente Mitarbeiter in die Dotcom-Kultur eingewandert und „Zielvereinbarungen“ an die Stelle starrer Arbeitszeiten und Arbeitsverträge getreten.⁷ In diesen projektbasierten Organisationen genießt vor allem jene Person hohe Wertigkeit, die in der Lage ist, sich ständig und immer wieder mit großer Flexibilität und unter hohem persönlichem Engagement auf neue Projekte einzulassen. Gefragt sind neben Netzwerkkompetenzen, sicherem Umgang mit Infoquellen und kommunikativen Fähigkeiten, auch ein hohes Maß an Autonomie sowie die Bereitschaft, andere an einem Projekt beteiligte Mitarbeiter zu motivieren. Weitgehend wurzellos, mobil und vielfältig einsetzbar, muss dieser Mitarbeiter in der Lage sein, ständig neue Beziehungen zu knüpfen und zu etablieren.

Medien-Entwicklungen verschlafen

So „fortschrittlich“ und „auf der Höhe der Zeit“ sich die Medien-Pädagogik in diesem Fall zeigt, so rückständig ist sie, wenn es um Medialität und Medienbegriff geht, um die Verarbeitung, Speicherung und Übertragung von Daten. Die Transformationen und Neuorientierungen, die Medienanalyse und Medienwissenschaft hierzulande in den letzten

⁵ Vgl. Michael Ott, „Die Ich-weiß-nicht-recht-AG“, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 24.11.2003.

⁶ Eve Chiapello/Luc Boltanski, *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz: UVK 2003.

⁷ Vgl. Klaus Schöneberger/Stefanie Springer (Hg.), *Subjektivierter Arbeit. Mensch, Organisation und Technik in einer entgrenzten Arbeitswelt*, Frankfurt/New York: Campus 2003.

zwanzig Jahren durchgemacht und vorgenommen haben, sind von der Medien-Pädagogik gänzlich ignoriert oder schlichtweg verschlafen worden. Während die Medien-Pädagogik sich weiter in traditionellen Bahnen bewegt und brav erzieherischen Idealen nachhechelt, hat die medienwissenschaftliche Forschung hierzulande aus den Katastrophen und Verfehlungen der sechziger und siebziger Jahre Konsequenzen gezogen. Sie hat sich an diskursanalytischen oder systemsoziologischen Programmen orientiert, einen antihumanistischen und des-anthropologischen Schwenk vollzogen und die Selbst-Täuschungen, Fantasmen und Illusionen demaskiert, die man sich vormals sowohl über die Kommunikation als auch über die Neutralität und Instrumentalität von Medien gemacht hat.

Medien sind demzufolge keine bloßen Werkzeuge für vorgängige Ziele, Zwecke und Formen. Weder sind sie ausschließlich Mittel, um wertvolle Botschaften abzusetzen oder gute Absichten in die Tat umzusetzen, noch sind sie bloße Prothesen oder Extensionen von Körperfunktionen, die den menschlichen Wirkungsgrad erweitern oder verstärken. Vielmehr sind Medien, vor allem seitdem sie sich auf einer Plattform integriert werden, operationelle Informationsträger, die auf der Basis eines zum mathematischen Algorithmus formalisierten Datenflusses arbeiten. Aufgrund dieser Operationsweise, Daten zu beschaffen, zu verarbeiten und zu übertragen, produzieren sie ein System der Ausschließung durch Anbindung. Sie lassen keinen echten Freiraum für ein dialogisches Miteinander mit wechselseitigem Einsatz zu. Selbstreferentiell operierend tragen sie ihre Antwort immer schon in sich selbst.

Folglich muss die Medialität der Medien als Zäsur, Riss oder „Dazwischenkunft“⁸ beobachtet und beschrieben werden, als etwas, das dem Menschen vorausgeht, ihn de-zentriert, formt und formiert. Diese Frage nach der Medialität der Medien zu artikulieren, heißt zugleich, aber auch zuallererst: die Frage nach der Technik zu stellen, die längst den Ort und die Position des neuzeitlichen Menschen beschreibt und ihn neu bestimmt. Menschlich ist der Mensch nämlich nur noch dort, wo er sich auf anderes hin überschreitet, wo er beispielsweise „außer sich“ gerät, sich grenzenlos verausgabt oder exzessiv verschwendet, beim Sexualakt etwa, im Konsum oder beim Selbstmordbombing. Vor dem Rechner hingegen, vor Tastatur, Maus und Screen wird er formalisiert, Zielobjekt und Haltepunkt rekursiver Endlosschleifen.

Der Eingriff der Medien

Deutlich wird das nur, wenn man sich von instrumentell-anthropologischen Verfügbarkeiten und Subjekt-Objekt-Relationen löst, sich den prinzipiell unverfügbaren epistemologischen Ort, den die universelle Rechenmaschine in der Mediengeschichte markiert, klarmacht und

⁸ Georg Christoph Tholen, *Die Zäsur der Medien*, Frankfurt 2003.

von den Oberflächen der Prints und Screens zu den mathematischen Tiefenstrukturen des Verarbeitens, Speicherns und Übertragens übergeht. Da hier nicht mehr der Platz ist, um das genauer auszuführen, müssen ein paar Hinweise genügen.⁹

1) Als das „historische Apriori“ der Zusammenkunft von Mensch und Maschine gilt der „Turing-Test“. Aufgabe eines Zensors C ist es, aus Antworten, die ein A und ein B ihm geben, herauszufinden, wer von beiden Mensch oder Maschine ist. Gleichgültig, ob es wirklich jemals gelingen wird, eine Maschine so zu programmieren, dass sie diesen Test bestehen würde, beweist schon dieses technische Arrangement: Durch die in Maschinenschrift erteilten Antworten wird der Mensch selbst Teil der Maschine. Angeschlossen an das System digitaler Verarbeitung bilden Mensch und Maschine nun einen integrierten Schaltkreis. Dieses Prinzip des Interfaces besagt: „Der Apparat macht nur, was der Benutzer will; doch dieser verwirklicht wiederum nur das, wofür die Maschine programmiert ist.“¹⁰ Der Mensch als solcher ist zwar vor dem Bildschirm qua Körper noch präsent, als selbstständiger Macher aber verschwindet er. Beide, Mensch und Maschine, laufen nach Programm. Mithin zählen nicht Botschaften oder Inhalte, sondern einzig ihre Schaltungen.¹¹

2) Mit Alan Turings spektakulärer Konstruktion einer diskreten Maschine und John von Neumanns Implementierung einer entscheidungssicheren Funktionslogik steht die Turingmaschine Modell für eine universale Rechenmaschine, die Intelligenz in elementare, machbare Rechenoperationen zerlegt. Der symbolische Raum, der in ihrem Innern entsteht, ist ein rein numerischer. Hier ist alles streng determiniert, vorausberechnet und kalkülisiert; hier werden auch keine Fragen gestellt, Meinungen ausgetauscht, Kompromisse geschlossen oder strittige Normen oder Werte verhandelt. Die Menge möglicher Interaktionen wird durch mathematisch festgelegte Regeln vollständig definiert. Dadurch unterscheidet sich ihre Arbeits- und „Seinsweise“ radikal von der uns bekannten Alltagswelt. Anders als in der analogen Welt, wo Beobachter weiter Wirklichkeiten konstruieren und Kommunikation auf Adressen (Personen) zurechnen, um weitere Kommunikationen zu provozieren, besteht die Syntax der Maschine aus Adressen, Daten und *Befehlen*. Wenn-dann Sätze, in Zeichenketten umgeschrieben und in Silizium gebrannt, machen das Medium zum *imperium* (Befehl). Kommunikation – unter Computerbedingungen – bedeutet letztlich nichts anderes als: Lesen, Schreiben und *Ausführen*. Zwar kann die Eindeutigkeit der maschinellen Schaltvorgänge

⁹ Auf die systemsoziologische Deutung von Information und Kommunikation, die sich in diesen Punkten kaum unterscheidet, gehe ich nicht ein. Vgl. dazu Rudolf Maresch/Niels Werber (Hg.), *Kommunikation, Medien, Macht*, Frankfurt 1999.

¹⁰ Jean Baudrillard, „Videowelt und fraktales Subjekt“, in: in: Ars Electronica (Hg.), *Philosophien der neuen Technologien*, Berlin 1989, S. 123.

¹¹ Friedrich Kittler, *Grammophon, Film, Typewriter*, Berlin 1986, s. 30.

durch den User in die Mehrdeutigkeit der Verwendungszusammenhänge zurück transformiert werden, so dass die „eigendeterminierten“ Operationen des Adressaten, Rezipienten oder Users entscheiden, ob eine Mitteilung seinen Bestimmungsort erreicht oder nicht. Die Umkehrung der Botschaft ändert am *Befehlsfluss* als solchen aber prinzipiell nichts.

3) Herkömmliche Kommunikationstheorien stützen sich auf das bekannte Schema „Sender-Botschaft-Empfänger“. Diese Grundformel jeder face-to-face Kommunikation vermittelt den Glauben, hinter Sender und Empfänger stünden autonom handelnde Subjekte, die das Verständigungsmittel Sprache strategisch und/oder argumentativ einsetzen, um sich etwas über einen Referenten (Gegenstand, Vorstellung) mitzuteilen. Dieser restringierte Blick auf den „Gebrauchswert“ Sprache verschwindet, wenn die Botschaft unter die Ägide medialer Mittler zur Nachricht gerät und die mitzuteilende Information von medientechnischen Dispositiven bearbeitet wird. Durch die Supplementierung der Botschaft durch einen Code ergibt sich, mit stetig wachsender Abstraktion und Geschwindigkeit der zu verarbeitenden und zu übertragenen Nachricht, eine „Aushöhlung“ der Sache. Zeichen benennen nicht mehr Dinge oder Sinngehalte, sondern erhalten ihre Bedeutung durch andere Zeichen. Aufgrund dieses Verlusts an referentiellen Wert sind sie beliebig miteinander verknüpfbar und für die Erfindung immer neuer Buchstaben- und Zahlenkolonnen wie geschaffen. Da die Botschaft jetzt vom Code abhängig ist, wird der „alphanumerische Code“ (V. Flusser) zur einzigen Instanz, die spricht, sich selbst austauscht und reproduziert. Er hält Sender und Empfänger auf Distanz, zieht Trennungslinien zwischen ihnen und eröffnet so einen Dialog ohne Antwort.

4) Spätestens seit Ende des Zweiten Weltkrieges sind Medien Bildschirme. Wie weiland Schützengräben, Führerbunker oder Tarnfarben *schirmen* sie den Beobachter vor allerlei Unbill *ab*. Screens *schützen* vor Begegnungen mit dem Unheimlichen genauso wie vor dem Erleiden lebensbedrohlicher Schädelfrakturen oder bloßer gesundheitlicher Schädigungen durch die Droge Nikotin in verrauchten Kneipen. Seither muss der Beobachter nicht mehr wie Baudelaires Dandy mit Drogen experimentieren oder durch die Schluchten der Metropolen streifen, um Überraschendes oder Chockhaftes am eigenen Leib zu erfahren. Mittendrin statt nur dabei kann er sämtliche Kulturschocks dieser Welt zu Hause genießen, Revolten und Naturkatastrophen, Scharmützel und (Bürger)Kriege, ohne Gefahr für Leib und Leben. Für die Historische Anthropologie ist das kein gänzlich neues Phänomen. Nach Dietmar Kamper¹² ist das Imaginäre historisch gegen die Angst errichtet worden. Körper, Verletzung und Schmerz werden auf die „Rückseite“ der Screens verbannt. So bewahrt der Bildschirm den Konsumenten, User oder Akteur vor exzessiver Berührung mit dem Anderem, vor dem Fall

¹² Dietmar Kamper, „Die Retraumatisierung eines Phantasmas“, in: H. M. Bachmayer/D. Kamper/F. Rötzer (Hg.), *Nach der Destruktion des Scheins: Van Gogh, Malewitsch, Duchamp*, München 1992, S. 19.

ins Bodenlose (Wahnsinn, Tod) oder ins Nicht-Kommunizierbare (Rauschen, Kontingenz, Entropie).

5) Seit Jacques Lacan ist das Imaginäre mit dem Symbolischen und Realen unlösbar verbunden. Bilder und Fantasmata mögen vielleicht die Oberflächen der Schirme besetzen, im Hintergrund agiert jedoch das Symbolische, das Szenen und Icons strukturiert und den verletzbaren, nicht vernetzbaren Körper als Abfall und Überbleibsel erzeugt. Dieses Apriori, das die uneinholbare Differenz von Signifikant und Signifikat eröffnet, in die der Mensch geworfen ist, ist unverfügbar. Es war Heidegger, der diese Ex-sistenz des Menschen, sich selbst weder halb noch ganz zu gehören, thematisiert und das differentielle Stellungsspiel des Erschließens und Verschließens, des Zustellens und Verstellens, des Verhüllens und Enthüllens in *Die Frage nach der Technik* eingebaut hat. Als ob der Philosoph gerade Zwiesprache mit Alan Turing gehalten hätte und die Funktionsweise des elektrischen Schaltkreises entwickeln würde, formuliert er dort: „Erschließen, umformen, verteilen, umschalten sind Weisen des Entbergens.“¹³

Das Nadelöhr des Symbolischen – das ist inzwischen aber die Welt der Maschine. Seitdem das Elektronik-Gatter des Schaltkreises das Negative in technische Positivität verwandelt, ist das Bezeugen von dem, was ist oder vielmehr nicht, in die Form berechenbarer reeller Zahlen gestellt. Das Symbolische „ist zu einer reinen Syntax aus Befehlen und Algorithmen geworden, um Sachen zu generieren, die es schlechthin nicht gegeben hat.“¹⁴ Unter Computerbedingungen ist der Bezug auf eine wie auch immer geartete Wirklichkeit verschwunden. Der Bildschirm wird zum Ort, hinter dem diskrete Zeichen nach mathematischen Spielzügen der Permutation und Kombination funktionieren und eine qualitativ neue Realität, Virtualität genannt, hervorbringen. Seither verarbeiten Nachrichtentechniken das Unvorhersehbare als solches. Kontingenz wird von technischen Maschinen auf seine physisch-chemische Streuung hin abgetastet, dann gespeichert, berechnet und übertragen. Information kursiert dabei als offenes, aber zugleich ursprungsloses Verweisspiel binärer Unterscheidungen, von Präsenz/Absenz, Null/Eins, Fort/Da. Wie sie das tut, was sie da tut, was sich da teilt, was sich mit-teilt, oder wer den Schalter umlegt und genau in diese Stellung bringt: diese Medialität des Mediums entzieht sich dem menschlichen Blick. Sie ist *Vorschrift* des Mediums, worauf seine Souveränität beruht. Zu ihr kann sich der Mensch nur verhalten. Ihre Vorgängigkeit ist weder durch Willensleistungen noch durch Zwecksetzungen einholbar.

¹³ Martin Heidegger, „Die Frage nach der Technik“, in: *Vorträge und Aufsätze*, Pfullingen 1954, S. 16.

¹⁴ Friedrich Kittler, „Fiktion und Simulation“, in: *Ars Electronica* (Hg.), *Philosophien der neuen Technologien*, Berlin 1989, S. 65.

Plädoyer für mehr Distanz, mehr Reflexion und mehr Fremdbeobachtung

Nicht der Mensch macht etwas mit Medien, sondern der Mensch wird von Medien gemacht und geformt. Für die Medien-Pädagogik muss das aber nicht unbedingt Arbeitslosigkeit bedeuten. Mehr als früher bedarf es kompetenter Mediennutzer, die sich des Medienparks intelligent bedienen und medialen Lug und Trug durchschauen. Einer engen Anlehnung an die Pädagogik braucht es dafür aber ebenso wenig wie der Rückversicherung hehrer pädagogischer Ideale. Weshalb man sich von ihren „Gespenstern“ am besten, aber auch von der Hybris der Pädagogen verabschieden sollte. Schon von ihrer formalen Struktur her sind technische Medien und Kommunikation für solche Zwecke nicht geeignet; im Übrigen auch nicht für die Vermittlung guter Absichten bzw. die Verbesserung gesellschaftlicher Verhältnisse. Davon zeugt nicht zuletzt ihre kybernetische Herkunft, die den Menschen als gesteuerten und regelgeleiteten entwirft und ihm nur in dieser Form Freiheit zusprechen kann und will.

Mehr Distanz, mehr kritisch-transzendente Reflexion, mithin mehr Fremdbeobachtung tut folglich Not, damit aus überzogenen Erwartungen nicht neue Enttäuschungen resultieren. Mit der Systemsoziologie und einer historisch verfahrenen Medienwissenschaft liegen Angebote vor. Sie sollten Medien-Pädagogen verstärkt nutzen statt bei modischen Klosterschwestern-Pädagogiken nachzufragen, die „Individualitätszsumutungen“ eher forcieren als abbauen.